

UMSCHAU

„Haben Sie Solschenizyn schon gelesen?“

Am 24. November 1962 veröffentlichte die sowjetische Nachrichtenagentur TASS eine Meldung, die so begann: „Haben Sie Solschenizyn schon gelesen?... Die speben in der Zeitschrift Nowyj Mir erschienene Erzählung des bisher völlig unbekannten Schriftstellers Alexander Solschenizyn ‚Ein Tag des Iwan Denissowitsch‘ hat augenblicklich bei den Lesern stürmisches Interesse hervorgerufen. In den Bibliotheken erreichten die Vormerkungen für diese Erzählung schon dreistellige Ziffern. An den Zeitungskiosken war die Zeitschrift in einigen Minuten ausverkauft...“

Am 4. November 1969 wurde derselbe Alexander Solschenizyn aus dem sowjetischen Schriftstellerverband ausgeschlossen. In der entscheidenden Sitzung sagte er zu seiner Verteidigung unter anderem: „Ich widerrufe keine Zeile, kein Wort meines Briefes an den Schriftstellerverband (vom Mai 1967)... Ja, ich bin bereit zu sterben und nicht nur bereit, aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen zu werden. Stimmen Sie ab...“ („Die Welt“, 15. 11. 1969). Solschenizyn ist heute in vielen Ländern der meistgelesene russische Schriftsteller. Einige Angaben über sein Leben und Werk, einige Gedanken über sein Anliegen sind am Platz.

Alexander Isaewitsch Solschenizyn wurde 1918 in Kißlowodsk, einem Kurort an der Nordseite des Kaukasus, geboren. Er studierte an der Moskauer Universität Mathematik und zugleich am Institut für Philosophie Literatur und Literaturgeschichte. Im Januar 1945 befand er sich als Hauptmann und Batteriechef in Ostpreußen an der vorrückenden Front. Dort wurde er verhaftet. In Briefen hatte er gewagt, kritische Bemerkungen über Stalin zu machen. Er wurde zu acht Jahren verurteilt, saß sie in verschiedenen

Lagern ab und wurde 1953 entlassen, aber auf „ewigen Zwangsaufenthalt“, den man ihm in Zentralasien anwies. Krebskrank, konnte er sich halbtot nach Taschkent schleppen, wo man das Geschwür zum Stillstand brachte. 1957 rehabilitierte ihn der Oberste Gerichtshof. Heute lebt er in Rjasan, einer mittelrussischen Stadt südöstlich von Moskau, wo er Mathematik und Physik lehrt.

Als erstes Werk konnte Solschenizyn „Ein Tag des Iwan Denissowitsch“ (Nowyj Mir 1962/11) veröffentlichten: Ein Tag, ein verhältnismäßig erträglicher Tag in einem Straflager für politische Häftlinge. Keine Polemik, kein Gruseln, keine gehässige Abrechnung, sondern die Suche nach dem Mensch-Sein unter unmenschlichen Bedingungen; keine theoretische Spekulation, keine psychologische Innenschau, sondern Beobachtung des Verhaltens mit einem durch Güte geschärften Blick. Kurz darauf folgten zwei weitere Erzählungen (N. M. 1963/1): „Es begab sich im Bahnhof Kretschetowka“ – Erlebnisse eines Wachhabenden in einem kleinen Eisenbahnknotenpunkt während des Kriegs – und „Der Hof der Matrjona“: Ein Lehrer nimmt bei einer alten, alleinstehenden Kolchosbäuerin Quartier und erlebt die letzten Tage ihres einfachen, selbstlosen Lebens. Noch im selben Jahr (N. M. 1963/7) erschien die Erzählung „Um der Sache willen“: Die Schüler und Schülerinnen eines Technikums haben mit großem Einsatz gearbeitet, um den Neubau ihrer Schule fertigstellen zu helfen. Aber dieser wird für ein wissenschaftliches Institut requiriert. Der Kampf aufrechter Menschen, die diese Jugend zu begeistern vermocht hatten, bleibt gegen ehrgeizige höhere Funktionäre ziemlich erfolglos. Ebenfalls 1963 erschien in Moskau „Ein Tag des Iwan Denissowitsch“ als Taschenbuch in der UdSSR. Nach einer längeren Pause brachte „Nowyj

Mir“ (1966/1) die kleine Erzählung „Sachar-Kalita“ – ein Ausflug auf das Schlachtfeld von Kulikowo.

Im Ausland erschien 1964 eine Reihe von Etüden und Kleinsterzählungen. 1968 brachten mehrere Verlage ohne Wissen des Verfassers die beiden Romane „Krebsstation“ und „Im ersten Kreis“ heraus. (Der deutsche Titel „Im ersten Kreis der Hölle“ ist unglücklich.) Von diesen beiden Romanen gibt es heute drei verschiedene russische Ausgaben. Die Übersetzungen sind zahllos. Während die seit einigen Jahren in mehrere Sprachen übersetzten Erzählungen „Ein Tag des Iwan Denisowitsch“ und „Der Hof der Matrjona“ leider kaum Interesse beim breiten Auslandspublikum fanden, machten die beiden Romane Solschenizyn augenblicklich zum derzeit meistgelesenen russischen Schriftsteller. Ostern 69 ging noch eine kleine Erzählung, die „Osterprozession von Peredelkino“, durch die großen Zeitungen der Welt.

„Im ersten Kreis“, 1955–1964 geschrieben, ist ein Kaleidoskop von Gegensätzen, zusammengedrängt auf zwei Weihnachtstage 1949 in Moskau. Hauptobjekt ist ein wissenschaftlich-technisches Institut, an dem vor allem Häftlinge arbeiten. Die „Krebsstation“ entstand 1963–1966 und beschreibt den Aufenthalt eines ehemaligen politischen Häftlings in der Krebsstation einer mittelasiatischen Klinik im Frühjahr 1955. Im Angesicht des Todes treffen die verschiedensten Menschen aufeinander.

„Wer im Ausland gedruckt wird, ist kein Schriftsteller, sondern eine Geisel“, sagt jemand, der es wissen müßte, in einer amerikanischen Zeitschrift. In derselben Nummer ist eine kleine Erzählung Solschenizyns – vielleicht ein Fragment aus den Vorarbeiten zur „Krebsstation“ – veröffentlicht: „Die rechte Hand“ (Nowyj Žurnal 93 [1968]). „Ausland“ war ein Wort, das in der Solschenizyn-Sitzung des Sekretariats des Schriftstellerverbands der UdSSR am 22. September 1967 häufig fiel. Einem Bericht über diese Sitzung zufolge meint dazu Solschenizyn: „Man gebraucht hier das Wort ‚Ausland‘ mit besonderem Nachdruck, als bedeute es eine

Instanz, deren Meinung großes Gewicht hat. Vielleicht ist das denen verständlich, die einen großen Teil ihrer Schaffenszeit im Ausland verbringen und unsere Literatur mit Berichten über Auslandsreisen überschwemmen. Mir aber erscheint das sonderbar. Ich kenne kein Ausland, habe nie eins gesehen. Und ich weiß, daß mir nicht genug Lebenszeit bleibt, es kennenzulernen. Ich verstehe nicht, wie man dem Ausland so große Beachtung schenken kann, statt dem eigenen Land und seiner lebendigen öffentlichen Meinung. Meine Füße haben mein ganzes Leben lang auf dem Boden des Vaterlands gestanden. Nur seinen Schmerz fühle ich, nur von ihm schreibe ich“ (Nowyj Žurnal 93 [1968] 251 f.). Ob es ein Fehler war, Solschenizyns Werke im Ausland zu drucken, während man sie im Vaterland nicht mehr drucken will, ist eine Frage. Nachdem dies aber geschehen ist, wäre es ein Fehler, sie nicht zu lesen.

Worüber schreibt Solschenizyn? Über Menschen. Für wen schreibt er? Für Menschen. Man berichtet, er habe gesagt, die Aufgabe des Schriftstellers beziehe sich auf die „Geheimnisse des menschlichen Herzens und seines Gewissens, den Zusammenstoß von Leben und Tod, die Überwindung seelischen Leids...“ (Nowyj Žurnal 93 [1968] 266). „Wir untersuchen vor allem den Menschen im Hinblick auf seine Aufgaben“, sagte 1964 in Moskau V. P. Tschertkow, Doktor der Philosophie, „wir vergessen aber dabei, daß die erste Aufgabe ist, auf dieser Erde Mensch zu sein. Wir müssen die Menschen lehren, diese Aufgabe zu erfüllen und nicht die eines Amtsträgers. Dies zu tun haben wir noch nicht richtig gelernt“ (Komsomol'skaja Pravda vom 27. 8. 1964). Solschenizyn weiß eben das zu lehren: Auf dieser Erde Mensch zu sein, nicht auf einer fremden, ausgedachten, nicht auf einer schwarz gemalten und auch nicht auf einer rosa gefärbten, sondern auf dieser unserer Erde.

Also „didaktische Literatur“? Keineswegs. Theoretische Überlegungen und Formulierungen finden sich in Solschenizyns Werken hin und wieder. Aber nicht in ihnen liegt seine Stärke. Im besten Fall ließe sich eine Sammlung von Aphorismen daraus machen. Sie

werfen mehr Fragen auf als sie beantworten. Wie meist bei Aphorismen ist das Gegenteil oft nicht weniger wahr. „... nicht der Grad des Wohlstands bestimmt das Glück der Menschen, sondern die Beziehung der Herzen zueinander und unsere Einstellung zum Leben. Eines wie das andere liegt in unserer Macht, und das bedeutet: daß der Mensch immer glücklich sein kann, wenn er nur will, und daß niemand ihn daran hindern kann“ („Krebsstation“, deutsche Ausgabe, 1. Bd., 383). Schön, und in vielem wahr, aber ganz? Ist die Beziehung der Herzen immer in unserer Macht?, und unsere Einstellung zum Leben? Muß sie nicht ebenso erlitten und erarbeitet werden wie die Fähigkeit zu lieben?

Solschenizyn öffnet seinem Leser die Augen für das Verhalten der Menschen. „Streng fragte sie das. Aber seltsam war bei ihr die Strenge, ganz durchdrungen von Milde, wie alle ihre Worte und Bewegungen. Es war keine formlose Milde, irgendwie melodisch war sie, beruhte auf Harmonie.“ („Krebsstation“ 320. Ich übersetzte hier etwas wörtlicher.) Die Rede ist von der Ärztin Wera. Nebenbei: Welcher Autor hierzulande vermöchte es, eine alleinstehende und allein lebende Frau als harmonische Persönlichkeit zu zeichnen? Solschenizyn vermöchte es.

Man hat Solschenizyn einen „Moralisten“ genannt. In der Sowjetunion warf man ihm vor, er predige einen „ethischen Sozialismus“. Er ist mehr als ein Moralist. Wie ließen sich die folgenden Beobachtungen aus „Ein Tag des Iwan Denissowitsch“ in moralische Kategorien fassen: Iwan Denissowitsch kann sich nicht daran gewöhnen, mit der Mütze auf dem Kopf zu essen; der junge Aljoschka sitzt vor dem Morgenappell sauber gewaschen auf seiner Pritsche, um ein wenig in seinem mit der Hand abgeschriebenen Evangelium zu lesen. Die Bedeutung dieses Mütze-Abnehmens und dieses Sauber-Gewaschen-Seins und vieler anderer „Kleinigkeiten“ kann vielleicht manchem nebensächlich erscheinen. Aber es geht hier um den Kern des Werks von Solschenizyn: die Würde des Menschen. Er analysiert und definiert sie nicht. Er zeichnet ein Bild, dem er immer neue Striche hinzufügt. Und

jeder dieser Striche will wieder auf dem bestimmten Hintergrund gesehen sein, auf dem er gezeichnet ist. Anders äußert sich diese Würde bei Matrjona, anders bei Wera; anders lebt sie Schuchow unter menschenunwürdigen Bedingungen, anders Nerschin, auf seine Weise der alte Spiridon, auf seine der junge Aljoschka; anders Kostoglotow und anders Gratschikow.

Man sehe Schuchow beim Arbeiten zu, unter den körperlichen und seelischen Bedingungen. Welche Selbstachtung drückt sich aus! Dieselbe Selbstachtung, auf einem ganz anderen Hintergrund, finden wir beim alten Dr. Oreschtschenkow, der sein Recht durchsetzt, Privatpatienten zu behandeln. – Aljoschka „schlägt einem nichts ab“, er ist immer hilfsbereit. Matrjona arbeitet „dumm für andere ohne Lohn zu nehmen“. Solschenizyn schließt seine Erzählung „Der Hof der Matrjona“ so: „Von ihrem Mann nicht verstanden und verlassen, begrub sie sechs Kinder, nicht aber ihr freundliches Wesen. Ihren Schwestern und Schwägerinnen fremd, lächerlich dumm, arbeitete sie für andere ohne Lohn. Sie sammelte keine Güter für ihren Tod. Eine schmutzig-weiße Ziege, eine krummbeinige Katze, Zimmerlinden... Wir alle lebten neben ihr her und verstanden nicht, daß sie eben jener Gerechte war, ohne den, wie das Sprichwort sagt, ein Dorf nicht besteht. Auch keine Stadt. Auch nicht unser ganzes Land“ (N. M. 1963/1/63).

Das also ist Gerechtigkeit für Solschenizyn. An einer Stelle der Erzählung „Um der Sache willen“ sagt er von Gratschikow: „Er fühlte das Herannahen einer jener entscheidenden Minuten des Lebens, wo seine Füße mit dem Boden verwachsen, so daß er nicht weichen konnte. Weil Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit aufeinanderprallten.“ Mit dieser Bemerkung wird ein Gespräch eingeleitet, in dem Gratschikow verzweifelt fragt: „Schlußendlich, was ist uns teurer? Steine oder Menschen?“ (N. M. 1963/7/86). Die Gerechtigkeit beginnt dort, wo der Mensch uns teurer ist als jede Habe. „Gut... nennt sonderbarerweise unsere Sprache die Habe. Und sie zu verlieren, gilt den Leuten als schänd-

lich und dumm“, sagt Solschenizyn im „Haus der Matrjona“ (N. M. 1963/1/61).

Solschenizyn steht mit solchen Ansichten in der Sowjetunion nicht allein. In einer Polemik um die Beurteilung des Verhaltens eines Tischlers, der seine Freizeit damit zubrachte, Möbel und Spielzeug für einen Kindergarten zu basteln, ohne dafür Lohn anzunehmen, fragt sich E. Bogat, was denn diese Leute dazu antreibe, und er antwortet: „Es ist das Streben, fremde Freude zu erleben, sie als eigene zu erleben. Ich denke, daß es kein Streben gibt, das mehr als dieses den Menschen zu einer geistig und sittlich wertvollen Persönlichkeit formt“ (Literaturnaja Gazeta 1967/14/13). Solschenizyn spricht selten von Freude. Er spricht von der Überwindung seelischen Leids.

Selbstachtung in der Arbeit, Bereitwilligkeit im Helfen, Höhererschätzung des Menschen über jede Habe, fügen wir noch einen Strich hinzu: Treue im Leiden. Nach langem, langem Warten bekommt Nerschin „Im ersten Kreis“ endlich die Erlaubnis zu einem Gespräch mit seiner Frau, wohlgemerkt unter den Augen eines strengen Aufsehers. Nadja, durch die gemeine Hinterlist, der die Frauen politischer Häftlinge ausgesetzt waren, an den Rand der Verzweiflung gebracht, fragt ihn, ob man sich zum Schein scheiden lassen könne, wenn es nötig sei. Er selber habe ja früher die Scheidung vorgeschlagen. – Am Abend, im Studentenheim, besucht sie ihr Freund. Sie gesteht ihm, daß ihr Mann nicht vermißt sei, wie sie immer gelogen hatte, sondern „sitze“. Der Freund begreift und holt – während sie innerlich von neuem zur Frau ihres Mannes wird – zwei Gläschen und eine Flasche: „Trinken wir – auf die Auferstehung der Toten“. – Nerschin trifft am Morgen ein Mädchen, das sich auf ihn gefreut und für ihn gewaschen hatte. Er sagt ihr, daß er seiner Frau treu bleiben wolle, selbst wenn sie nicht auf ihn warten sollte, selbst wenn er sinnlos in der Taiga umkommen sollte. So brauche er sich im Sterben doch nicht zu sagen, er habe würdelos gehandelt. Am selben Tag noch transportiert man ihn aus dem ersten Kreis in die äußere Finsternis. Er aber sagt zu einem

Kameraden: „Nicht das Meer ertränkt, sondern die Pfütze.“ Er hat zweifach seine Würde bewahrt. Er ist treu geblieben, und er hat sich geweigert, an der Entwicklung eines Geräts zur Bespitzelung mitzuarbeiten. Erhobenen Hauptes geht er hinaus auf das Meer.

Im Kontrast zu würdigem Verhalten steht bei Solschenizyn nicht nur unwürdiges Verhalten, sondern auch die falsche Würde gewisser Würdenträger. Die Gestalt Russanows in der „Krebsstation“ mag in manchen Zügen verzeichnet sein. Gelungen aber ist sie in allem, was sich auf das Streben bezieht, sich vom gemeinen Volk abzusondern, dem Arbeitsplatz und dem Lebensstil ein würdevolles Ansehen zu verleihen. So zeit- und ortsbedingt die Gestalt Russanows ist, gerade an ihr wird klar, wie wenig man Solschenizyn gerecht wird, wenn man in ihm nur einen Kritiker des Stalinismus sehen will. Mit Ausreden, die uns ersparen sollen, Kritik auf uns selber zu beziehen, sind wir schnell bei der Hand. In Wahrheit kritisiert Solschenizyn uns alle. Und er hilft denen, die ihn ohne allzuviel Vorurteile lesen, selbst nach würdigerem Verhalten zu streben.

Das „Happy-End“ ist Solschenizyn fremd, wie wir aus dem Ende von „Im ersten Kreis“ sehen konnten. Noch erschütternder für mein Empfinden ist der Tag der Entlassung Kostoglotows in „Krebsstation“. Zuerst ein Morgen, so schön, wie nur ein Frühlingmorgen in einer mittelasiatischen Stadt sein kann, wenn das Herz voll freudiger Erwartung ist. Dann die Enttäuschungen, eine nach der anderen: Die für einen Mann wie Oleg so fremde, nichtig-wichtige Welt eines Kaufhauses; der Zoo, wo ihn alles an eine Welt hinter Gittern erinnert und ein schrecklicher Aushang den Ton für den Rest des Tages setzt: „Ein böser Mensch hat dem Rhesus-äffchen Tabak in die Augen gestreut.“ Schließlich macht sich Oleg auf den Weg zu Wera, der Ärztin, die ihn eingeladen hatte. Dort empfängt ihn das sinnlose Knattern eines Motorrads im Hof und das Gekeife einer bösen Nachbarin, die behauptet, Wera sei weggegangen, und ihn, als er zögert, fortjagt. Abends nimmt er den Zug zurück in

seinen Verbannungsort. Sich des Glücks der Zweisamkeit zu erfreuen, ist bei Solschenizyn alten Leuten vorbehalten, die weise geworden sind. Junge Männer werden immer wieder fortgetrieben von der geliebten Frau, hinaus in die Weite.

Einige kritische Bemerkungen zu den mir vorliegenden deutschen Übersetzungen sind am Platz. Im ersten Band der „Krebsstation“ steht auf Seite 43: „Dann hab' ich wirklich gedient“. Es muß heißen: „Dann hab ich aktiv gedient.“ In der deutschen Ausgabe von „Ein Tag des Iwan Denissowitsch“ wird im großen und ganzen die Geschichte wiedergegeben, ist aber im einzelnen recht ungenau. Auf Seite 18 und an anderen Stellen spricht ein Häftling einen Aufseher mit „Kamerad“ an. Im Text steht wörtlich „Bürger Vorsteher“. Anreden mit „Bürger“ werden in der Sowjetunion aber dann gebraucht, wenn „Kamerad“ unangebracht wäre. – Auf Seite 57 heißt es: „Der Zementmischer stand direkt beim Eingang zum Generatorenraum, aber er war aus dem Leim gegangen, ein ganz klappriges Ding, und Schuchow konnte sich nicht vorstellen, daß sie ihn ganz hineinbringen würden. Der Brigadier fluchte das Blaue vom Himmel herunter, aber er sah ein, daß niemand schuld war.“ Der russische Text ließe sich wörtlich etwa so wiedergeben (N. M. 1962/11/29): „Direkt am Eingang zum Maschinensraum fiel die Mörtelpfanne auseinander. Sie war schon baufällig gewesen, und Schuchow hatte auch gar nicht erwartet, daß sie sie ganz anbringen würden. Der Brigadier

stieß einen Fluch aus, ordnungshalber, aber er sah, daß niemand schuld war.“ Eine ganze Reihe von Ungenauigkeiten. Die Mörtelpfanne heißt bald „Zementmischer“, wie hier, bald „Mischmaschine“ (81); einmal ist sie hingegen ganz genau, nur etwas umständlich, wiedergegeben, „der Kasten, in dem der Mörtel angemacht wurde“ (75). Leider haben die Übersetzer auf der Suche nach Kraftausdrücken allzuoft weit und nicht gerechtfertigt über das Ziel hinausgeschossen (59, 87, 45).

Zum Abschluß noch eine Stelle, wo eine genaue Übersetzung nicht nur leicht möglich, sondern vom Inhalt gefordert war: „Sieh mal, Aljoschka“, sagte Schuchow. „Für dich ist das alles einfach. Christus hat dir gesagt, daß du hier sitzen mußt, für ihn bist du hier. Aber warum bin ich hier? Dafür, daß sie auf den Krieg nicht vorbereitet waren, damals einundvierzig, wo sie es hätten sein sollen? War das meine Schuld?“ (141) Den russischen Text würde ich so wiedergeben: „Schau, Aljoschka“, erklärte ihm Schuchow, „bei dir geht die Rechnung irgendwie auf: Christus hat dir befohlen zu sitzen, für ihn sitzt du auch. Aber ich, weswegen sitze ich? Deswegen, weil sie sich einundvierzig auf den Krieg nicht vorbereitet hatten, deswegen? Was kann da ich dafür?“ Es ist ganz und gar nicht „alles einfach“ für Aljoschka, wie der Übersetzer sagt, und Schuchow weiß das nur zu gut. Aber es ist klar und hat einen Sinn. Und das meint Schuchow, wenn er sagt: Bei dir geht die Rechnung irgendwie auf.“

Eduard Huber SJ